Mütters Sorgenkind

von Hanne Menken

AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.

SONNE UND REGEN
SONNE UND REG
REGEN
SONNE UND REGEN
SON

Sonne und Regen
im Kinderland

Das 45. Bändchen

Hanne Menken

Mutters Sorgenkind

Der Weg eines blinden Kindes
zu Freude und Arbeit

D. Gundert Verlag Stuttgart

Inhalt

Seite

Zum Geleit 5
1. Das Tor des Lebens geht auf 7
2. Aber die Welt ist sehr dunkel 11
3. Ein Kinderherz öffnet und schließt sich . 19
4. Muschi kommt und geht 24
5. Ein kleines Licht will verlöschen 30
6. Ein Brief kommt zur rechten Zeit . . . 32
7. Das Haus, mitten in der Sonne 37
8. Gerhard will nicht — aber er muß . . 42
9. Aller Anfang ist schwer 44
10. Gerhard findet einen Freund 49
11. Es war doch das Rechte 53
12. Gerhard kommt zweimal nach Hause . . 57

HV 2345
M
copy one

Einbandbild und Kreidezeichnungen von Theo Walz

Alle Rechte vorbehalten. — 1. bis 20. Tausend 1933. — In Mainzer Fraktur gedruckt von der Stuttgarter Vereinsbuchdruckerei AG.

Zum Geleit

Es ist kein leichter Weg, den ein blindes Kind vor sich hat. Er ist schwer für das Kind und für seine Eltern. Schwer ist es auch für Lehrer und Erzieher, ihm das mitzugeben, was es in seinem Leben braucht. Doch die Schwierigkeiten sind nicht unüberwindbar, sie können überwunden werden durch Mut, Ausdauer und Liebe.

Verzweifelt stehen die Eltern vor ihrem Kind, wenn es ihnen klar wird, daß es blind ist. Mutlos sagen sie: O, wäre es doch nie geboren! Wie soll man ihnen Mut und Hoffnung geben, die sie jetzt so notwendig brauchen? Wir führen sie in eine Blindenanstalt, wo sie sehen und sich davon überzeugen können, was aus solchen Kindern trotz ihrer Blindheit werden kann. Denn oft ist es doch so, daß man sagen darf: Dieser Mensch wäre als Sehender in seinen heimatlichen Verhältnissen nicht das geworden, was er jetzt als Blinder geworden ist — ein Mensch, für den wohl Licht und Farbe nicht da sind, der aber trotzdem innerlich reich und glücklich ist.

Das vorliegende Büchlein erfüllt diesen Dienst, es macht den Eltern blinder Kinder Mut und weist sie auf den richtigen Weg. Es ist aber auch für sehende Kinder schön und wertvoll zu lesen. Sie erhalten einen Einblick in die Welt

der Blinden und bekommen Achtung vor dem, was hier geleistet wird. Sie lernen die blinden Volksgenossen richtig verstehen und ihnen mit Liebe und Wertschätzung begegnen. Ihr eigenes Leben erhält einen Ansporn, die Schwierigkeiten, die im Verhältnis zu denen des Blinden leicht sind, zu überwinden mit den gleichen Kräften, die der Blinde braucht: Mut, Ausdauer, Liebe.

Möge dieses Büchlein viele Leser finden und ein Segen werden für Blinde und Sehende!

G. Sailer
Direktor der Blindenanstalt Stuttgart

1. Das Tor des Lebens geht auf

Es ist die Zeit der Heuernte. Noch liegt das Neckartal im Morgendämmer, nur die Vögel zwitschern und der Kuckuck ruft aus dem Gehölz. Bald wird man seinen munteren Ruf nicht mehr vernehmen, denn seine Zeit ist vorüber, er wird wieder südwärts ziehen.

Über den schmalen Fußpfad, den Fluß entlang, kommt ein junger Bauer, die Sense über der Schulter, den Wetzstein im Gürtel. Dort, wo das Haselgebüsch sich tief über das klare Wasser neigt, macht er Halt, hängt seinen Rock über die Zweige und beginnt zu mähen. Scharf geht die Sense durch das taunasse Wiesengras und demütig legen sich all die zarten Gräser und Blumen zur Erde. Aus einem Kornfeld erhebt sich eine Lerche, mit frohem Trillern schraubt sie sich langsam himmelwärts in das aufblühende Licht. Der frühe Tag ist voll Frieden. Die Sonne kommt über die Weingärten jenseits des Flusses, wie köstliche Diamanten funkeln Tausende kleiner Tautropfen auf. Eine Stunde folgt der anderen. Die Geräusche des Tages werden lauter, die Strahlen der Sonne stärker.

Immer häufiger blickt der Bauer den Flußpfad entlang.

Nun ist es bald neun Uhr, die Zeit, da Liese, seine Frau, ihm das Vesperbrot bringen wollte. Die Minuten reihen sich aneinander, aber die Frau kommt nicht. Er ist mit dem Mähen am Ende, jetzt sollte das Gras mit der Gabel aufgeworfen und ausgebreitet werden. Liese wird die Gabel mitbringen. Müde legt er sich unter den Haselstrauch. Freundlich summt eine Hummel neben seinem Ohr; er schläft ein. Nicht lange, so weckt ihn der helle Ruf einer Mädchenstimme. Er fährt hoch. Dort kommt sein Patenkind Martha gesprungen. Sie lacht und winkt mit ihrer Schürze. „Onkel!“ schreit sie, „Onkel, komm schnell heim! Du hast einen Buben bekommen!“ Nun steht sie dicht vor ihm. „So groß ist er,“ sagt sie und breitet die Arme aus, um ihm die Größe besser zeigen zu können. Fast ungläubig schaut der

Bauer das Mädel an. „Heute? Jetzt?“ fragt er voll Staunen. „Und ein Bub ist's, sagst du? Und wer hat dich denn hergeschickt?“

„Die Patin selbst,“ antwortet Martha voll Stolz über die ihr aufgetragene wichtige Aufgabe.

„Wie sieht er denn aus?“ fragt der Bauer und holt seinen Rock.

„Nun, wie kleine Kinder eben aussehen,“ erzählt Martha. „Er hat ganz feine blonde Härchen und so zarte Fingerchen, daß man sich gar nicht richtig getraut, sie anzufassen. Ich sag' dir, Onkel, es ist ein herziger kleiner Kerl! Wie soll er denn heißen?“

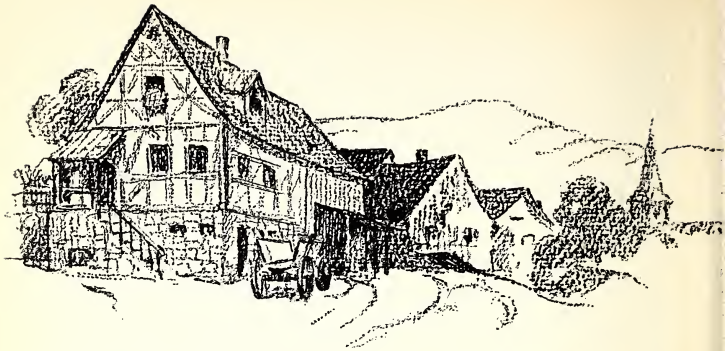
„Wenn's ein Bub ist, soll er Gerhard heißen,“ sagt der Bauer und nimmt die Sense über die Schulter.

Sie kommen zum Dorf. Gleich am Eingang befindet sich das Anwesen des Bauern, ein neues, noch unverputztes Haus, dessen größeren Teil Scheuer und Stallungen einnehmen. Leise öffnet die Mutter der Bäurin die Türe zum Schlafzimmer. In den weißen Kissen liegt Liese und schläft einen guten Schlaf. Neben ihr, in der alten, schon längst wurmstichigen Wiege, in der alle Linkkinder bis auf den Urgroßvater zurück ihren ersten Traum träumten, liegt ein kleines rosiges Menschenkind und hält die winzigen Fäustchen vors Gesicht.

„Ein Bub ist's,“ sagt die Großmutter voll Stolz, „ein kräftiger, gesunder Bub!“

„Er hat Ähnlichkeit mit seiner Mutter,“ sagt der Vater. „Wenn er auch sonst wird wie sie, dann ist es gut.“

Der Bauer kehrt wieder zu seiner Arbeit zurück. Während er mit sicherem, ruhigem Schritt, wie er nur Landleuten eigen ist, über den Wiesenpfad schreitet, denkt er



an seinen Jungen. Bis zur Getreideernte wird der schon wissen, wer Vater und Mutter ist, und er wird lächeln, wenn er sie erkennt. Wenn die Kartoffeln eingebracht werden, wird er bereits zu zahnen beginnen. Wie wird der Kleine aber staunen und sich freuen, wenn dann zur Weihnachtszeit die Lichter am Tannenbaum brennen werden! Dieses Jahr wird er den Baum mit bunten Kugeln schmücken, mit weißen und roten und goldenen, in denen sich die Flammen der Kerzen und die Augen des Kindes spiegeln. Ja, das wird ein schöner Winter werden! Wenn draußen scharfer Wind durchs Neckartal weht und Schnee die Erde bedeckt, dann wird er Zeit haben, mit dem Jungen zu spielen. Er wird ihn reiten lassen, er wird ihn lehren, wie man Purzelbäume schlägt und er wird ihm kleine Schiffe schnitzen, um im Bad damit zu spielen. Der Junge wird „Papa" zu ihm sagen und man wird sein frohes sorgloses Kinderlachen durch das ganze Haus hören.

Nun ist der Bauer bei seiner Wiese angelangt. Näch-

stes Jahr, denkt er noch, wird hier unterm Haselstrauch Gerhard sitzen und mit Käfern und Blumen spielen. Und seine Kindheit wird schön und friedlich sein wie ein früher Morgen im Feld.

2. Aber die Welt ist sehr dunkel

Wie eine kleine Pflanze im Sonnenlicht gedeiht Gerhard unter der Hand seiner Mutter. Er ist jetzt größer geworden und hat schon seine bestimmten Zeiten, in denen er wach liegt, während die Eltern ihrer Arbeit nachgehen. Dann beschäftigt er sich mit seinen Fingern oder er lallt kleine Töne und lauscht ihnen beglückt nach. Seine Augen sind hell und klar wie ein schöner Morgenhimmel. Nur etwas gefällt Liese an diesen Augen nicht. Wenn sie zur Wiege des Kleinen tritt, so wendet er wohl manchmal den Kopf, aber sein Blick erfaßt sie nicht. Es ist, als irre er ab, gleite ins Leere. Er vermag noch immer nicht, mit seinem Blick Menschen oder Gegenstände aus seiner Umgebung festzuhalten. „Das kommt noch," tröstet die Großmutter, „manche Kinder haben schwache Augenmuskeln, doch das macht sich später von selbst." Liese glaubt es und ist für eine Weile beruhigt. Aber sie beobachtet den Jungen weiter und bald kehren ihr die alten Zweifel wieder. Sie tritt zur Wiege. „Gerhard!" ruft sie mit bittender Stimme, und ein zartes liebes Lächeln des Erkennens überglänzt das Kindergesicht. „Natürlich erkennst du die Mutter, mein Kleines!" und voll heißen Danks nimmt Liese das Kind ans Herz.

Eines Abends, auf den Feldern blühen schon die Herbst-

zeitlosen, sitzt Liese mit einer Arbeit am Tisch. Vom Stall herauf kommt das tiefe befriedigte Muhen der gesättigten Kühe. Der Bauer ist in der Molkerei. Gerhard liegt im Wagen neben Liese und spielt mit seinen Fingern. Liese schaut ihm schon lange zu. Ein unheimliches Gefühl der Furcht beschleicht sie, während sie fast atemlos allen Bewegungen des spielenden Kindes folgt.

Nein, niemand kann es ihr ausreden — Gerhards Blick folgt dem Spiel nicht, sondern geht starr hinauf zur Decke.

„Gerhard!" ruft die Mutter.

Das Kind wendet das blonde Köpfchen, aber der Ausdruck seiner Augen verändert sich nicht. Liese nimmt das Kind aus dem Wagen, sie geht mit ihm zur Türe und dreht das Licht an. Das Licht strahlt auf — doch Gerhard wendet ihm den Kopf nicht zu, so wie Liese es bei andern Kindern seines Alters gesehen hat. Sie wiederholt den Vorgang noch ein paarmal — aber der Kleine bezeigt nicht die geringste Anteilnahme. Es ist keine Täuschung möglich — Liese wird es plötzlich zumute, als habe sich eine große, fast untragbar schwere Last auf sie niedergesenkt. Sie setzt sich auf einen Stuhl und weint.

In der Nacht liegt die Mutter lange wach. Am nächsten Morgen badet Liese das Kind, kleidet es warm und hüllt es in ein großes Tuch. Sie fährt mit ihm nach Stuttgart zu einem erfahrenen Arzt.

Es ist einer jener schönen Herbsttage, in denen noch einmal alle Farben des scheidenden Sommers lebendig werden. Es ist noch zu früh zur Sprechstunde. Liese setzt sich mit dem Jungen in die Sonne, auf eine Bank am Schloßplatz. Um sie her flutet das Leben der Stadt.

Leute hasten vorüber, von allen Seiten schieben sich menschenüberfüllte Straßenbahnzüge über den Platz. Kinder sammeln Kastanien, die verlockend aus aufgesprungenen Hülsen glänzen. Sie stellen sich in die Nähe des Wasserbeckens und freuen sich, wenn ein frischer Strahl ihre warme braune Haut näßt. Sie schubsen sich gegenseitig nahe ans Becken, bespritzen sich und ihre übermütigen Augen halten Ausschau, ob kein berufener Ordnungshüter sich naht. Dann laufen sie auf flinken Beinen davon, nach allen Seiten. Voll schmerzlicher Freude schaut Liese ihnen zu. Wird Gerhard auch einmal leichtfüßig wie diese Kinder über die Wege rennen? Wird auch er einst gleich ihnen tollen, Dummheiten treiben und sich seiner Jugend freuen können? Oder wird es sein Los im Leben sein, beiseitezustehen, wenn andere froh sind? Allein und im Dunkel zu gehen, während andere sich gemeinsam ihres Daseins in Licht und Sonne erfreuen?

„Oh Mama, sieh mal, da ist ein ganz kleines Kind!" Dicht vor Liese steht ein Mädchen und blickt mit leuchtenden Augen nach Gerhard.

„Hast du Kinder gern?" fragt Liese.

„O ja," antwortet das Kind. „Ich möchte so gerne auch so einen kleinen Bruder haben. Wie heißt er denn?"

„Er heißt Gerhard."

„Gibst du ihn mir einmal auf den Arm?"

Liese reicht dem Mädchen das Kind. Vorsichtig geht die Kleine mit dem Jungen auf und ab und sichtbar stolz. Dann bringt sie ihn wieder.

„Er ist doch sehr schwer. Er lacht schon ganz richtig. Aber er sieht mich gar nicht an! Sag ihm doch mal, daß er mich auch ansehen soll!"

„Das kann er nicht," antwortet Liese ernst. „Er sieht dich nicht und mich nicht und er kann auch die Sonne nicht sehen. Er ist blind." Sie weiß es plötzlich mit Sicherheit und sie wundert sich selbst, wie ruhig sie dabei bleiben kann.

„Blind?" fragt das kleine Mädchen und seine Augen weiten sich vor Staunen. „Kann er gar nichts sehen? Nicht die Bäume und die Blumen und den Springbrunnen dort und überhaupt gar nichts?"

Liese schüttelt den Kopf.

„Ach," sagt die Kleine und ihre Stimme ist voll Mitgefühl, „da muß man den Gerhard aber sehr lieb haben, daß er nicht traurig ist!"

„Das muß man," antwortet Liese und sie lächelt der Kleinen dankbar zu.

Das Kind geht. Liese bleibt noch eine kleine Weile auf der Bank sitzen und überlegt. Eigentlich hat es keinen großen Wert mehr, zum Arzt zu gehen. Ihr Herz hat keine Hoffnung mehr.

Im Wartezimmer des Arztes sind schon viele Menschen. Neben Liese sitzt eine Frau mit einem vielleicht fünfjährigen blinden Mädchen. Die Frau erzählt:

„Jetzt lasse ich mir ein Zeugnis schreiben und dann kommt das Rösle in die Blindenanstalt. Ich habe mir schon solche Mühe gegeben mit ihr — aber es hat alles keinen Wert. Vielleicht wird es dort besser."

Das Mädchen sitzt verschüchtert und zusammengesunken daneben.

„Setz dich gerade, Rosa!" mahnt die Mutter. „Und putz dir die Nase. Ich kann doch nicht ewig mit dem Taschentuch in der Hand hinter dir herlaufen!"

Das Kind kramt sein Taschentuch aus, dabei entfällt ihm eine Menge bunter Bildchen. Die Mutter schüttelt verständnislos den Kopf.

„Was — du hast das Zeug mitgeschleppt? Ach Rösle, mit dir wirds auch gar nicht mehr besser! Sag mir bloß, was du an den Bildchen hast!"

Die Frau wendet sich Liese zu:

„Haben Sie auch Unglück mit dem Kleinen?"

„Ja. Ich glaube, er ist ganz blind."

„Das ist schwer," sagt die Frau. „Niemand glaubt, was man da mitmacht, bis so ein Kind großgezogen ist. Sehen Sie nur zu, daß Sie das Kind sobald als möglich in einer Anstalt unterbringen."

Liese erschrickt bei dem Gedanken, sich von dem hilfsbedürftigen kleinen Wesen trennen zu müssen.

„Nein, nein!" sagt sie schnell. „Ich gebe mein Kind nie unter fremde Menschen!"

„Aber wozu sind denn dann die Anstalten da?" fragt Rösles Mutter verständnislos.

Ein alter Herr mischt sich in das Gespräch.

„Wir haben hier in Stuttgart eine Blindenanstalt. Das ist eine wirklich segensreiche Einrichtung für alle Blinden des Landes. Je früher die Kinder hingebracht werden, desto besser ist es für sie."

„Müssen alle blinden Kinder dorthin?" fragt Liese voll tiefer Angst.

„Nein," antwortet der Herr. „‚Müssen' tun sie überhaupt nicht. Es gibt leider bei uns in Württemberg noch kein Gesetz darüber, daß alle blinden oder sehschwachen schulpflichtigen Kinder der Blindenerziehungsanstalt zugeführt werden müssen. Das ist ein großer Mangel zum Nach-

teil vieler Blinden. Aber wir hoffen, daß er in kürzester Zeit abgestellt wird."

Eine junge Frau sagt:

„Solch eine Anstaltserziehung ist aber mit großen Kosten verbunden. Und wer hat denn heutzutage noch die Mittel dazu?"

„Dafür ist gesorgt," antwortet der alte Herr. „Mittellosigkeit ist kein Grund, das Kind von der Blindenschulung auszuschließen. Wenn die Eltern die Kosten nicht tragen können, so werden sie von den Gemeinden übernommen. Für die Allgemeinheit ist es doch jedenfalls befriedigender und vorteilhafter, daß die Blinden geschult und handwerksmäßig gebildet werden, statt daß sie dauernd hilfsbedürftig bleiben und der Fürsorge anheimfallen. Ganz abgesehen davon, daß es in erster Linie unsere menschliche Pflicht ist, unsern blinden Mitmenschen ihr Dasein lebenswert zu gestalten, sie an all dem teilnehmen zu lassen, was die Menschheit an Wissen und Können sich errungen hat. Dies alles aber kann nur die Blindenschule dem blinden Kind vermitteln."

„Nein, nein!" wehrt Liese ab und preßt ihren Jungen an sich. „Solange ich lebe, bleibt der Junge unter meiner Obhut."

Der alte Herr lächelt verstehend.

„Ich bin sicher, daß Sie Ihren Entschluß nocheinmal ändern werden. Gerade weil Sie Ihr Kind liebhaben. Wollen Sie sich die Blindenanstalt nicht wenigstens einmal ansehen?"

„Ich war schon dort!" wirft Rösles Mutter ein. „Und ich hab gleich gesagt: da kommt das Rösle hin — ob sie will oder nicht!"

Liese denkt: Ja, Rösle, für dich ist es vielleicht wirklich besser in der Anstalt. Du hast sicher eine gute Mutter, aber sie hat kein Verständnis für dich. Aber für Gerhard? Nein, nie werde ich meinen Jungen unter fremde Menschen geben.

Dann wird sie ins Sprechzimmer gerufen.

Der Arzt kann nur bestätigen, was Lieses Herz schon weiß: Gerhard ist blind.

Es geht dem Abend zu, als Liese den Zug verläßt. Sie fürchtet sich davor, jetzt durchs Dorf zu gehen, all den fragenden und teilnahmsvollen Blicken zu begegnen. Sie schlägt einen Feldweg ein, der im Bogen ums Dorf herumführt. Schon will die Sonne untergehen, der Himmel flammt auf im Widerschein ihrer letzten Strahlen, noch das fernste Wölkchen leuchtet in zartem Glanze auf. Munter plätschern die Wasser des Flusses über die großen Steinblöcke und vom Dorf herüber kommt der Klang der Abendglocken. Liese ist es, als ob alle Last und Sorge plötzlich

von ihr genommen werde. Das Herz geht ihr auf und sie beginnt mit ihrem Kinde zu reden.

„Noch bist du klein," sagt sie, „und weißt nicht, was es ist, das dein Leben so schwer und einsam machen wird. Du weißt nichts vom Licht und nichts von der Sonne und alle Gesichter der Menschen sind dir zugeschlossen. Nie wirst du sehen, wie die Sonne aufgeht und wie sie untergeht. Du wirst die Vögel nicht erblicken und nie wirst du den Halm aus der Erde sprießen sehen. Du bist sehr arm, mein Kind. Aber es ist gut, daß du nicht darum weißt und vielleicht nie ganz darum wissen wirst. Denn deine Augen haben das Licht noch nie gekannt. Wenn ich könnte, ich würde dir das Augenlicht herholen und wenn es am Ende der Erde zu finden wäre."

Es ist kein lautes Wort über der Mutter Lippen gekommen, es war nur ihre Seele, die mit dem Kinde redete. Aber Gerhard lächelt im Schlaf, als habe sein kleines unwissendes Herz alles verstanden.

Die Sonne sinkt und die Nacht kommt herauf. Nur der Fluß rauscht sein uraltes Lied.

3. Ein Kinderherz öffnet und schließt sich

Wohl werden auch dieses Jahr im Linkschen Hause die Kerzen am Weihnachtsbaum entzündet — doch von den bunten Kugeln redet niemand; denn der kleine Junge, den sie erfreuen sollten, vermag sie ja nicht zu sehen.

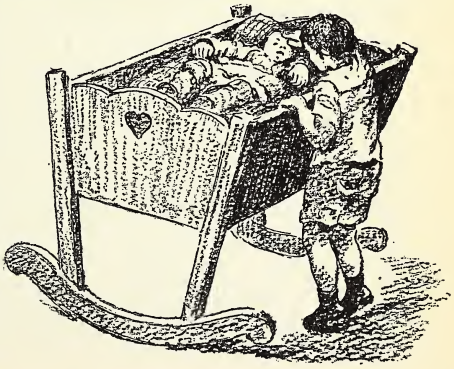
Das neue Jahr bringt Eis und Schnee. Vom Neckar herauf tönen die munteren Stimmen der Kinder; aus den geöffneten Scheuertoren pflanzt sich der Takt der

Dreschflegel die Dorfstraße entlang. Wenn die frühe Dämmerung einbricht, findet der Bauer Zeit, sich mit seinem Jungen zu beschäftigen. Gerhard kennt den Schritt des Vaters; sobald er ihn von draußen vernimmt, richtet er sich an seinem Laufgitter hoch und wendet das erwartungsvolle Gesicht der Türe zu. Er zappelt an allen Gliedern vor Ungeduld, bis er endlich mit Jauchzen auf dem Arm des Vaters landet. Kommt der Vater einmal später als sonst, so ist Gerhard nicht zu beruhigen. Er weint, schlägt um sich und ist keiner Tröstung zugänglich, bis der Erwartete endlich da ist. Die übrige Zeit des Tages sitzt Gerhard teilnahmslos für alles in einer Ecke seines Ställchens. Er spielt höchstens mit seiner Gummikatze, die er zwischen den Händen zerdrückt, bis sie piepst. Er zeigt nicht die geringste Lust, sich mit etwas andrem zu beschäftigen oder dem Gitter entlang zu laufen. Er bleibt allem verschlossen bis zu der Stunde, in welcher er seinen Vater erwartet.

Frühjahr und Sommer kommen und scheiden — doch Gerhard hat noch immer nicht gelernt, auf eigenen Füßen zu gehen. Er sagt jetzt Papa und Mama, aber mehr lernt er nicht dazu. Er ist und bleibt sehr lange ein furchtsames Kind im Dunkel, das sich bei jedem Schritt und jeder Bewegung verloren fühlt. Er stellt sich hin und weint ein so klägliches Kinderweinen, daß Liese es nicht übers Herz bringt, ihn sich selbst zu überlassen. Er krabbelt wohl auf allen Vieren durch die Stube, aber das kostet viele schmerzende Beulen und viele Tränen.

Zur Adventszeit liegt wieder ein kleiner Junge in der alten Wiege, Paul. Lieses größte Sorge gilt seinen Augen, aber der Arzt beruhigt sie: Die Augen des Kindes

sehen. Gerhard ist über diese Zeit bei seiner Großmutter. Er leidet unter viel Heimweh und mag nicht mehr essen. Er sitzt in einem Winkel und schluchzt immer wieder: Papa! Papa! Nach 14 Tagen wird er heimgebracht. Während die Mutter und Großmutter in der Küche miteinander reden, sitzt Gerhard im Zimmer auf einem Schemel. Plötzlich läßt ihn etwas aufhorchen. Ein feines dünnes Stimmchen, das weint. Er legt sein Brot zur Seite und lauscht. Das Weinen wird stärker. Er faßt nach dem Stuhl, der vor ihm steht und zieht sich daran hoch. Dann umgeht er ihn sorgsam und läuft, die Hände tastend ausgestreckt, quer durch die Stube bis zur Ecke, aus der die Stimme kommt. Nun stoßen seine Finger an, er greift nach dem Gegenstand. Das ist die Wiege. Aus ihr kommt das Weinen. Er tastet weiter. Ein Kopf, Haare, da ist die Nase, ach, wie sie klein ist! Da der Mund und hier die Ohren. Ganz behutsam gehen seine Hände über das Kindergesicht. Nun geht die Türe auf und die Mutter kommt herein. Schon will sie erschrocken zur Wiege eilen, da sieht sie, in welch großer Liebe Gerhards Gesicht glänzt, und läßt ihn gewähren.



Seit diesem Tage läuft Gerhard allein; aber nur, wenn er zuhause ist. Außerhalb des Hauses will er stets geführt sein.

Paul zeigt, sobald er etwas älter geworden ist, große Freude an seinem Bruder. Oft sitzt Gerhard mit dem kleinen Jungen im Garten hinterm Haus. Doch je größer Paul wird, desto größer werden auch seine Ansprüche an Gerhard. Der aber vermag den vielen, von sehr nachdrücklichem Geschrei begleiteten Wünschen des Kleinen immer weniger nachzukommen.

Eines Tages sind sie wieder zusammen unter dem großen Birnbaum. Um Pauls Ställchen herum gackern die Hühner. „Komm, luck, luck, luck!" lockt der Kleine. Von allen Seiten flattert das Hühnervolk herbei. „Ga, ga, ga, ga!" schreien die Hühner vorwurfsvoll im Chor, denn sie haben von Paul fette Körner erwartet statt leerer Lockrufe. „Essen haben, bitte, bitte, Essen haben," begehrt Paul. Gerhard macht sich auf den Weg ins Haus. Er tastet sich durch den Stall zum Hausflur. Dort muß der Futtersack stehen. Gerhard sucht, aber er kann den Kornsack nicht finden. Von draußen kommt immer noch das lockende Stimmchen des Kleinen: „Komm, luck, luck, komm!" Gerhard kehrt mit leeren Händen zurück. Der Kleine gibt sich damit nicht zufrieden. Er krabbelt mit seinen Fingern in der Schürzentasche des Bruders herum. „Alles leer," sagt Gerhard, „gar nichts da!" Paul ist enttäuscht, er wird sehr böse und schlägt dem Bruder mitten ins Gesicht, wieder und wieder. Zuerst ist Gerhard vollständig hilflos vor Überraschung. Plötzlich aber hebt er den Arm und stößt den Kleinen von sich. Paul verliert das Gleichgewicht, stürzt und schlägt mit dem Kopf hart auf der Sandkiste auf. Er erhebt ein fürchterliches Gebrüll, die Mutter kommt gelaufen und findet Paul blutend am Boden. Gerhard aber steht ohne ein Zeichen der Teil-

nahme daneben. Die Mutter nimmt den Kleinen auf den Arm und tröstet ihn, aber für Gerhard, den sie als den allein Schuldigen glaubt, findet sie kein Wort. Erst am Abend nimmt sie Gerhard zu sich. „Nun sag mir mal, Gerhard, warum hast du denn das Brüderle geschlagen?"

„Paul auch geschlagen!" antwortet Gerhard trotzig.

„Ach Gerhard, das Brüderle ist ja noch so klein, das kann dich doch nicht geschlagen haben!"

Gerhard gibt keine Antwort.

„Nun überleg dir's mal," redet die Mutter ihm zu. „Wer hat denn zuerst geschlagen?"

Aber Gerhard schweigt. Was die Mutter weiter auch fragt, er gibt keine Antwort mehr. Doch auf seiner Stirn erscheinen zwei große böse Falten. Da gibt sie es auf. Sie bittet nur noch: „Aber eines versprichst du mir, Gerhard! Das Brüderle wirst du nie mehr schlagen!"

Der Junge schüttelt den Kopf: „Gerhard nie mehr mit Brüderle spielen." Und dabei bleibt es. Wie ein Blümchen im Morgenlicht sich der Sonne öffnet, so öffnete sich Gerhard dem Brüderchen. Und wie die Blume sich beim ersten kalten Windhauch wieder verschließt, so verschließt sich nun auch Gerhard. Er lebt von neuem sein Leben für sich allein, abgeschlossen und wortkarg. Paul aber wächst und gedeiht und erobert sich auf flinken, munteren Füßen die Welt. Und noch eh er den großen Birnbaum zum viertenmal blühen sieht, hat Paul den großen Bruder in jeder Beziehung weit überholt. Die Mutter hat jetzt nicht mehr so viel Zeit, sich um Gerhard zu bekümmern, denn seit kurzem liegt eine kleine Schwester in der Wiege. Das Amt, Gerhard zu hüten, muß nun zum großen Teil Paul übernehmen.

4. Muschi kommt und geht

Die Mutter beauftragt Paul, Hefe zu holen und Gerhard mitzunehmen. Zum Bäcker geht Paul sehr gerne, es gibt da staunenswerte Dinge zu sehen. Gleich bei der Haustüre fängt es an. Da liegen links und rechts des Hausgangs auf hohen Regalen Berge duftenden Brotes; die braune Kruste glänzt wie frisch umgebrochene Erdschollen. Eine Ladenstube gibt es nicht. Die Zuckerle stehen in einem Einmachglas auf dem Eisschrank, in dem auch die Hefe aufbewahrt wird. Am interessantesten ist es in der Backstube selbst. Wenn der Lehrjunge allein da ist, so darf Paul jedesmal in den Backofen sehen. Paul schlendert Hand in Hand mit Gerhard die Straße hinunter und überlegt. Soll er den Bruder bis zum Bäcker mitnehmen oder soll er ihn nicht mitnehmen? Nimmt er ihn mit, und sie bekommen eine Bretzel geschenkt, so muß er sie mit Gerhard teilen. Nimmt er ihn dagegen nicht mit, so hat er diesen Genuß allein. Paul ist kein schlechter Kerl — aber die Versuchung ist doch gar zu groß. Nach reiflichem Überlegen kommt er zu dem Ergebnis, Gerhard unterwegs abzuhängen. Ein Zuckerle will er dann ganz gewiß für ihn übriglassen. Er steuert dem schmalen Gehweg zu. Dort, auf einer Hausstaffel, setzt er Gerhard ab.

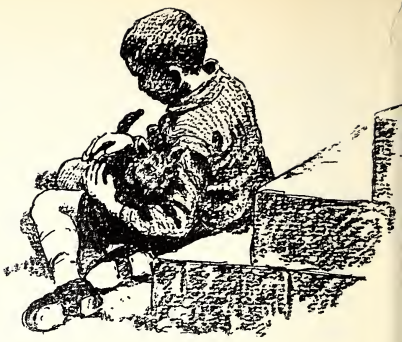
„Hier sitzenbleiben!" befiehlt er ihm mit strenger Stimme, „so lange, bis ich wiederkomme. Verstanden?" Gerhard jedoch riecht den Braten und will nicht. Aber Paul gibt nicht nach.

„Da unten," schwindelt er dem Bruder vor, „kommen eine ganze Menge Autos den Berg herauf. Und wohin soll ich dann schnell mit dir rennen, wenn sie da sind?"

Die flitzenden, tutenden Autos fürchtet Gerhard sehr. Er bleibt sitzen in ängstlicher Erwartung der geheimnisvollen Ungeheuer. Noch einmal wendet Paul sich um: der Bruder sitzt geduldig auf seiner Treppe, er hält den Kopf vorgeneigt und lauscht die Straße hinab. Aber so sehr er auch lauscht, kein einziges Auto läßt sich hören. Nur ein Kuhwagen fährt langsam vorüber. An dem starken Duft merkt Gerhard, daß er mit Grünfutter beladen ist. Eine Stunde vergeht. Die Abendschatten holen immer weiter und weiter aus. Nun kommen sie auch zu Gerhard und hüllen ihn ein. Er fröstelt mit einem Male und Verlassenheit überkommt ihn. „Paul!" ruft er mit bittender Stimme, „Paul!" Doch der ist weit fort und kann ihn nicht hören. Eine Weile noch kämpft Gerhard mit den aufsteigenden Tränen, dann kann er sie nicht mehr zurückhalten. Eine alte Frau kommt vorüber.

„Ei ei ei, Gerhardle, was heulst du denn so?" fragt sie. „Hat dich der Paul mal wieder abgesetzt? Ist doch ein schlimmer Junge! Aber wart nur, er wird schon wiederkommen!"

Sie geht weiter. Gerhard lauscht dem gleichmäßigen Klappern ihrer Holzschuhe, bis es in irgend einer entfernten Gasse erstirbt. Dann kommt ihm sein Elend wieder zum Bewußtsein. „Paul, Paul!" ruft er, und „miau, miau," antwortet es freundschaftlich dicht neben ihm. Sofort nimmt Gerhard die neue Verbindung auf. „Komm, mies, mies!" lockt er mit feiner Stimme und „miau, miau," antwortet es ebenso fein neben ihm. Etwas Warmes, Weiches krabbelt an ihm hoch und schmiegt sich an ihn. Gerhards Hände tasten das Tierchen ab. Es ist eine ganz kleine Katze mit seidenweichem Fellchen. Er krault ihr



den Kopf und gibt ihr zärtliche Namen. Er streichelt sie und nennt sie „mein kleines liebes Muschile". Die Katze schnurrt, sie ist glücklich. Plötzlich kommt Paul angestürzt.

„Das laß dir gut sein, daß du noch da bist!" stößt er hervor, fast atemlos vom raschen Lauf. „Da, ich schenk' dir ein Zuckerle! Aber was hast du denn da, eine Katze?" Gutmütig streichelt Paul das Tierchen. Dann mahnt er zum Aufbruch. Nur ungern trennt Gerhard sich von der Katze. Ein Nachbar fährt vorüber. „Wollt ihr aufsitzen?" fragt er und hebt die beiden Jungen auf den Leiterwagen. Zu Hause hält die Mutter schon Ausschau.

„Wo bleibt ihr bloß so lange? Inzwischen könnte das Brot schon fast gebacken sein!" Der Nachbar hebt Gerhard herunter und stellt ihn mit großem Schwung auf die Erde. „Miau, miau!" ertönt es in diesem Augenblick und das Kätzchen klammert sich an Gerhards Schürze. Er nimmt es hoch und trägt es ins Haus. „Was für eine Katze bringst du da mit?" fragt die Mutter erstaunt. Gerhard antwortet: „Das ist meine Muschi. Die gehört mir ganz allein."

Niemand macht ihm das Alleinrecht auf Muschi streitig. Paul hat ganz andere Interessen. Gerhard bedeutet die Freundschaft mit Muschi sehr viel. Stundenlang spielt er mit ihr in der Sonne und er sitzt stumm und ohne

sich zu rühren, wenn er merkt, daß sie in seinem Schoß eingeschlafen ist. So oft er durch den Hausgang geht, prüft er mit den Fingerspitzen, ob sich in ihrem Napf noch Milch befindet. Und es kostet viele Tränen, bis er begreift, warum die Mutter nicht erlaubt, daß Muschi bei ihm im Bett schläft. Manchmal holt er sich die Zeitung und liest Muschi vor: „Vogel macht piep. Kuh macht muh. Gibt gute Milch. Hühner fressen Welschkörner, sind immer hungrig. Gerhard hat auch Hunger. Ißt Butterbrot. Schwesterle sehr böse, schreit immer. Paul auch böse. Mutter nicht. Nein, nein. Mutter lieb. Der Vater immer arbeiten. Hat gar keine Zeit für Gerhard. Muschi soll schlafen. Bekommt Milch. Jeden Tag sechs Liter."

Oft tritt die Mutter leise aus der Küche und lauscht diesen Gesprächen ihres Jungen mit der kleinen Katze. Und das Herz tut ihr weh, wenn sie hört, wie es in dem Jungen aussieht.

„Gerhard," bittet sie ihn manchmal, „nun erzähl mir mal, warum du gar nicht mit den andern Kindern spielen magst. Sind sie böse zu dir oder magst du die Kinder überhaupt nicht?"

Aber Gerhard kann keine befriedigende Antwort geben. Er fühlt wohl, daß ihm etwas fehlt, das die andern alle haben, und er spürt auch ihre nachsichtige Geduld, die jedesmal trotz aller guten Vorsätze doch abreißt; er spürt, daß alle andern Kinder mehr können und wissen als er selbst und daß er nur der zeitweilig Geduldete ist. Auch seine Eltern spüren das wohl; aber ihr Leben ist überhäuft mit Arbeit und sie wissen keinen Weg, Gerhard zu helfen, ihn herauszuholen aus seiner großen Einsamkeit.

Zehn Tage vergehen in stillem Glück mit Muschi. Das Kind und die kleine mausgraue Katze sind stets beisammen. Wie ein Hündchen läuft Muschi hinter Gerhard drein. Und sie miaut, so oft er sie ruft, als ob sie wüßte, daß er sie nicht sehen kann.

Am zehnten Tage erwachen in Muschi Raubtiergelüste. Das macht die Nähe einer Maus, die während der Nacht den Kornsack unter der Treppe angenagt hat. Gerhard kann locken, so viel er will, Muschi läßt nur ein sehr ungeduldiges Miauen hören. „Du mußt sie heute gehen lassen," erklärt ihm die Mutter, „eine Katze will Mäuse fangen. Sie wird dann schon von selbst wieder zu dir kommen."

Gerhard setzt sich auf die Bank vor dem Haus, unter die Weinreben, deren Trauben sich schon langsam zu färben beginnen. Vier Kinder, lang aufgeschossen und mager, wie junge Buchen, kommen im Eiltempo die Straße herauf. An dem Getrappel ihrer bloßen Füße kann Gerhard erkennen, daß es mehrere Kinder sind. Sie pflanzen sich dicht vor ihm auf und ihre Mienen verkünden nichts Gutes. Aber das kann Gerhard ja nicht sehen. Das älteste Mädel nimmt das Wort:

„Laß uns mal deine Katze sehen, du!"

Aus dem Ton ihrer Stimme wittert Gerhard nichts Gutes. Er schweigt.

„Du sollst deine Katze sehen lassen! Hörst du nicht?" wiederholt das Mädchen.

„Keine Katze!" antwortet Gerhard.

„Nun hör bloß auf! Keine Katze! Und das sagt er so ganz ruhig hin!" Die Stimme des Mädchens ist voll Verachtung.

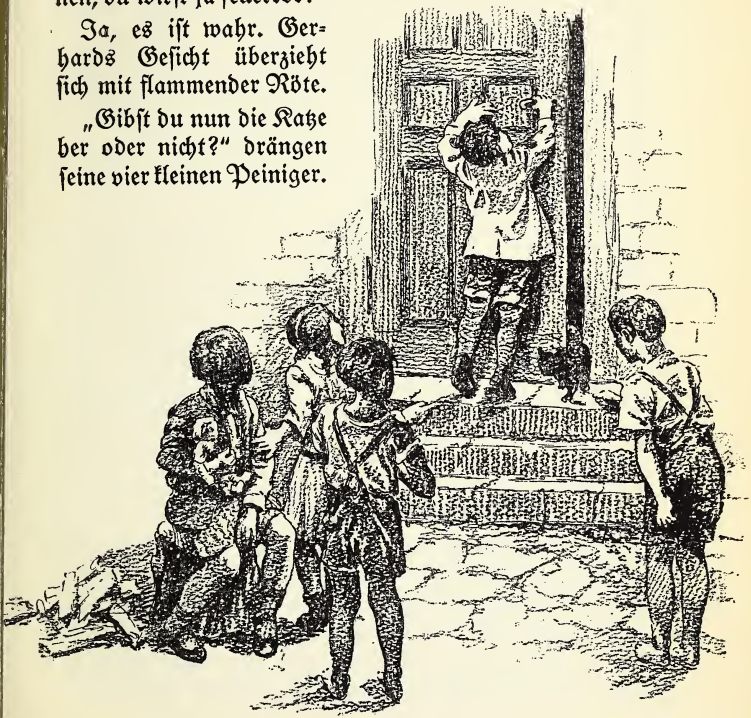
„Die Katze meine ich, die du neulich bei uns gestohlen hast! Du wirst's recht gut wissen, stell dich nur nicht so!"

Gerhard zittert um Muschi. Die Kinder bemerken es wohl.

„Du zitterst ja schon!" rufen sie mitleidslos. „Gesteh es nur, daß du sie hast! Du kannst es nicht mehr leugnen, du wirst ja feuerrot!"

Ja, es ist wahr. Gerhards Gesicht überzieht sich mit flammender Röte.

„Gibst du nun die Katze her oder nicht?" drängen seine vier kleinen Peiniger.



„Du wirst dann schon sehen, was geschieht, wenn du sie nicht freiwillig hergibst!"

Noch einmal faßt Gerhard allen Mut der Verteidigung zusammen und sagt: „Keine Katze!" Aber seine Stimme klingt schon verdächtig nach Schluchzen.

„Wir wissen genau, daß du sie hast, Gerhard. Laß doch das dumme Leugnen! Es hat ja doch keinen Wert! Gib uns jetzt lieber die Katze heraus!"

Gerhard steht auf und tastet nach der Türe. Plötzlich wendet er sich um und schreit voll Zorn: „Keine Katze! Keine Katze! Keine Katze!" Die Tränen stürzen ihm herunter. Die Kinder werden schon unschlüssig. Sie schauen ihm zu, wie er nach der Klinke tastet und etwas wie Mitleid überkommt sie. Nun hat Gerhard die Klinke gefunden. Er drückt sie nieder und — freundlich miauend kommt Muschi heraus. Die weiche Regung der Kinder ist beim Anblick der Katze mit einem Schlag vorbei. Sie brechen in lautes Triumphgeheul aus und greifen nach Muschi. Dann gehen sie mit ihr davon. Muschi miaut kläglich. Noch lange steht Gerhard und horcht ihnen nach, bis die Straße den letzten Ton von ihnen verschlingt.

5. Ein kleines Licht will verlöschen

Es ist, als hätte die kleine sanfte Muschi auch die letzte Lebensfreude Gerhards mitgenommen. Er wird krank. Niemand weiß eigentlich, was ihm fehlt. Er ißt immer weniger und zeigt zu keiner Bewegung mehr Lust. Stundenlang liegt er im Bett und spielt mit seinen Händen. Wenn man ihn anruft, erscheint ein armes Lächeln auf

seinem schmalen Gesicht, doch dann verliert er sich sofort wieder in sein Spiel. Er gleitet langsam in einen Zustand völliger Teilnahmslosigkeit. Manchmal sonntags geht der Vater mit ihm spazieren. Warm und vertrauensvoll, als suche sie Hilfe bei ihm, schmiegt sich die kleine Kinderhand in die große des Vaters. Dann muß der Vater aus seiner eigenen Jugendzeit erzählen. Eine Weile hört Gerhard auch wirklich zu. Doch schon nach kurzer Zeit läßt seine Aufmerksamkeit nach, er verliert den Zusammenhang und zuletzt hört er überhaupt nicht mehr zu. Wie ein kleines Kind bittet er darum, getragen zu werden. Der Vater nimmt ihn auf den Arm und bringt ihn wieder nach Hause.

Paul, der immer Waghalsige und Fröhliche, ist den ganzen Tag in der Kinderschule oder auf der Straße und kommt nur nach Hause, wenn er Hunger oder Schlaf hat. Traute hat schon lange laufen gelernt und zieht mit ihrem Wägelchen und ihrem hölzernen Puppenkind überall umher. Vor dem großen Bruder, der nichts von ihr wissen will, fürchtet sie sich.

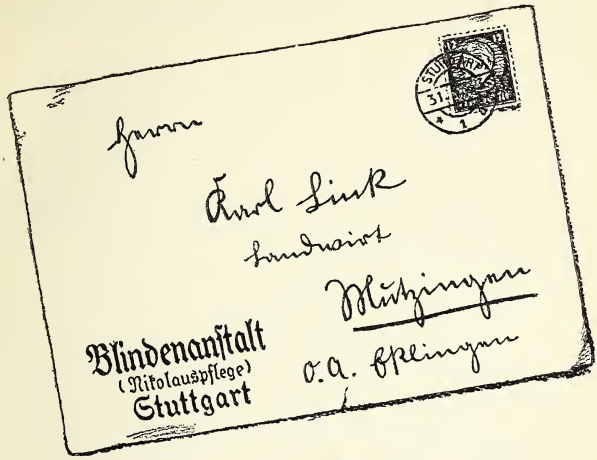
Zur Weihnachtszeit verläßt Gerhard das Bett überhaupt nicht mehr. Während der Christbaum brennt und Paul mit lauter Stimme sein Krippenlied schmettert, liegt Gerhard auf dem Sofa, das Gesicht der Wand zugekehrt und gibt kein Zeichen der Anteilnahme von sich. Voll Sorge betrachtet die Mutter ihren Ältesten. Der Vater spielt mit den Kleinen, er zeigt Paul, wie man die Lokomotive aufzieht, und Traute, wie man das Puppenkind entkleidet. Aber seine Gedanken gehen immer wieder zu Gerhard.

Mitten in der Nacht erwacht der Vater an einem son-

derbaren Geräusch, das aus der Weihnachtsstube kommt. Leise steht er auf und schaut nach. Breit fällt das weiße Mondlicht mitten durch die Stube. Gerhard kniet vor den silberglänzenden Schienen der Eisenbahn und versucht, die Lokomotive über das Geleise zu schieben. Er flüstert aufgeregt, manchmal lacht er plötzlich auf. Er merkt nicht, daß jemand in die Stube getreten ist. Bestimmt wird er sich erkälten, denkt der Vater, aber er bringt es nicht über sich, den Jungen von seinem Spiel wegzuholen. Nun erhebt sich Gerhard vom Boden und tastet sich hinüber zum Christbaum. Vorsichtig faßt er nach dem Zweig, zieht die Hand aber sofort wieder zurück. Er zaudert eine Weile, ehe er zum zweitenmal versucht, hinzufassen. Es ist die schöne goldene Kugel, an welcher Traute so große Freude hatte, die er nun zwischen den Händen hält. Er versucht, sie abzureißen. Er zieht den Zweig zu sich herab, der zersticht ihm das Gesicht. Da läßt er die Kugel erschrocken los und geht weiter. Er holt Trautes hölzernes Puppenkind aus seinem Wagen, preßt es an sich und tastet sich nach der Schlafzimmertüre. Da nimmt der Vater ihn stillschweigend auf den Arm und trägt ihn samt der Puppe ins Bett. Und Gerhard wundert sich gar nicht darüber, daß der Vater plötzlich bei ihm ist.

6. Ein Brief kommt zur rechten Zeit

Seit zwei Tagen schneit es ununterbrochen. Der weiche Flockenfall dämpft alle Geräusche der Straße, er verleiht dem Dorf friedliche Stille. Manchmal hebt sich ein hung-



riger Rabenschwarm aus den alten Bäumen am Dorfplatz und fliegt mit Geschrei aufs freie Feld hinaus. Aber auch dort ruht die Erde im weißen Winterkleid und gibt keine Nahrung her. Die Spatzen streiten sich vor den offenen Scheuertoren und Ställen um Futter, und die Hühner sitzen im Zwielicht ihrer warmen Ställe und verdösen die Zeit.

Paul ist mehr unterwegs als je. Kaum, daß er sich zum Mittagessen zu Hause blicken läßt. Sein Gesicht strahlt die ganze Frische und gesunde Schönheit des Winters

wieder. Traute drückt ihr Näschen an den Fensterscheiben platt. Von Zeit zu Zeit geht sie ein paar Schritte vors Haus und freut sich an den klaren Abdrücken ihrer kleinen Füße im Schnee.

Gerhard sitzt reglos auf seinem Schemel neben dem Ofen, die Puppe im Arm. Stunden-, ja tagelang sitzt er so wie ein kleines krankes Tierchen. Es ist niemand im Hause außer Traute und Gerhard. Da kommen schwere Männerschritte die Treppe herauf. Nun klopft eine starke Hand an der Türe. Angstvoll blicken Trautes Augen dorthin. Gerhard aber rührt sich nicht.

„Morgen!" Der Briefträger ist's. „Ist die Mutter nicht da? Nun gut. Da auf die Kommode lege ich einen Brief. Aber schön liegen lassen! Bist du ganz allein da, Traute?" Er blickt sich um. „Na, da sitzt ja auch der Gerhard! Kennst du mich denn nicht mehr, Junge? Heut hab ich einen Brief gebracht, der geht dich an, Gerhard. Nun komm, du kannst mir schon die Hand geben! So, endlich. Na warte nur, vielleicht kommst du bald nach Stuttgart in die Blindenanstalt, dann wird es schon besser werden mit dir. Also, grüß Gott!"

Er geht. Traute wartet, bis er unten ist. Dann geht sie zur Kommode, stellt sich auf die Zehen und betrachtet den Brief.

„Ja, ja, Gerhard," sagt sie dann mit sachkundiger Miene, „er geht dich an, man sieht es gleich." Gerhard gibt nicht das mindeste Zeichen des Interesses von sich. Traute kann es kaum mehr erwarten, bis eines der Eltern kommt. Endlich hört sie, wie der Vater sich im Flur die Stiefel abklopft. Sie rennt hinaus: „Vater, da ist ein großer

Brief gekommen! Wegen Gerhard. Droben auf der Kommode steht er! Und er kommt jetzt in das Altersheim und —"

Der Vater lacht: „Wer steht jetzt auf der Kommode? Und wer kommt ins Altersheim, Trautel?"

„Der Gerhard, Vater. Der Briefträger hats gesagt!"

„Soso, der Briefträger. Ja, der muß es natürlich wissen."

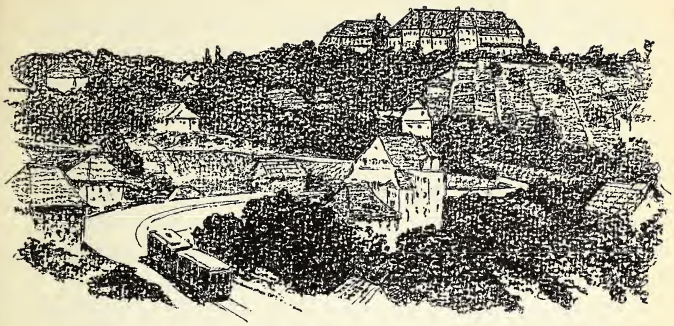
Endlich hat der Vater die nassen Rohrstiefel ausgezogen und steigt mit Traute hinauf. Er nimmt den Brief, betrachtet ihn, dann setzt er sich an den Tisch und öffnet das Schreiben. Traute steht daneben und verliert keinen Blick von seinem Gesicht. Lange liest der Vater. Und wenn Traute glaubt, daß er nun mit dem Lesen zu Ende ist, so fängt er wieder von vorn an. Plötzlich lacht Gerhard laut auf. Der Vater blickt überrascht zu ihm hinüber, aber Gerhard hat schon wieder sein gewöhnliches Gesicht aufgesetzt und keine Miene verrät, was in ihm vorging. Der Vater schaut ihn nachdenklich an. Dann blickt er wieder in den Brief. Nach einer Weile sagt er vor sich hin: „Das Beste wärs vielleicht wirklich." Mehr nicht, und Traute wird aus diesen wenigen Worten nicht klug.

Dann kommt die Mutter. An ihrem Rockzipfel hängt Paul. Diese Anhänglichkeit bewirkt der Käsekuchen, den sie auf einem Blech trägt. Gleich beim Eintreten in die Stube merkt sie am Gesicht des Vaters, daß sich während ihrer Abwesenheit etwas Wichtiges ereignet haben muß.

„Was gibts?" fragt sie voll Unruhe. Sie stellt das Blech ab und blickt über die Schulter des Mannes in den Brief.

„Blindenanstalt Nikolauspflege für blinde Kinder, Stuttgart" liest sie. Weiter kommt sie nicht. Die Buchstaben verschwimmen ihr plötzlich vor den Augen, sie muß sich setzen. Nun ist es da, vor dem sie immer Furcht trug, seit jenem Herbsttag in Stuttgart. Der alte Mann taucht wieder vor ihr auf und jenes arme, verschüchterte Wesen, das blinde Rösle. Sie schaut nach Gerhard. Da sitzt er, einsam, verlassen, in reglosser Ruhe. Er weiß nichts, er kümmert sich um nichts. Und mit einem Male wallt es heiß in ihr hoch: Ist aus Gerhard, ihrem Jungen, trotz aller Liebe und Fürsorge ihrerseits nicht ein ebenso armes Geschöpf geworden wie aus diesem Rösle, das in Verständnislosigkeit und Härte heranwuchs? Sind nicht auch seine Fähigkeiten und Kräfte langsam verkümmert? Liegen nicht auch in ihm trotz seines Gebrechens vielleicht dieselben Entwicklungsmöglichkeiten wie in Paul und Traute? Sollte es nicht doch einen Weg geben, die in ihm schlummernden körperlichen und geistigen Kräfte zu heben und zu befreien? Ihn aus dem Dunkel seiner Seele herauszuholen in die Gemeinschaft der Menschen, aus ihm ein glückliches Kind zu machen? Sie greift nach dem Brief.

Zwei Wochen steckt der Brief schon hinterm Spiegel über der Kommode. Da sagt die Mutter an einem Samstag zum Vater: „Morgen fahr' ich einmal hin." Der Bauer nickt. Er weiß schon, was die Mutter meint.



7. Das Haus, mitten in der Sonne

Nun ist die Mutter ihres Kindes wegen zum zweiten Male in Stuttgart. Sie sitzt in der Straßenbahn, die zum Kräherwald führt. In vielen Windungen schlängelt sich die Bahn den Berg hinauf. Die Mutter bittet den Schaffner, ihr zu sagen, wann sie aussteigen muß. „Sehen Sie das schöne große Haus dort auf der Höhe?" fragt er sie und deutet den Berg hinauf. „Das ist die Blindenanstalt. Sie liegt herrlich da, mitten in der Sonne. Eine gesunde Luft ist da oben!"

Die Bahn hat die letzte Höhe erreicht und hält am Waldrand. Mit der Entschlossenheit eines Menschen, der eine unangenehme Sache rasch hinter sich bringen möchte, eilt die Mutter den langsam ansteigenden Weg zur Anstalt hinauf.

Arm in Arm kommen ihr zwei junge Männer entgegen. Ihr frohes, sorgloses Lachen holt die Mutter aus ihren schweren Gedanken. Wie gut ist es, denkt sie, daß es noch solch fröhliche Jugend gibt! Die Beiden kommen ihr näher. Plötzlich zögern sie. Dann gehen sie ziemlich weit nach rechts, um sie vorüberzulassen. Doch an diesem Ausweichen erkennt die Mutter, daß sie Blinde vor sich hat. Sie wendet sich und schaut ihnen nach, bis eine Wegbiegung sie ihrem Blick verbirgt. Nichts unterscheidet die zwei in ihren Bewegungen von den Sehenden, sie benehmen sich ebenso frei und natürlich wie diese.

Über die Gärten, die noch im Winterschlaf verharren, kommen verwehte Klänge eines Klavierspiels. Sie hält ein und lauscht. Eine tröstende Melodie legt sich lind um ihr Herz. Außer in der Kirche hat sie zu Hause nie Gelegenheit, Musik zu hören. Jetzt mischt sich eine Violine in das Spiel, eine zweite folgt ihr. Die Mutter kommt zu einem großen, langgestreckten Gebäude. Nun schweigt das Spiel. Nur ein kleiner Junge, nicht größer als Gerhard, steht an einem der Fenster und bläst mit Hingabe die Flöte. Noch einige Gebäude schließen sich dem ersten an. Es ist die Blindenanstalt. Die Mutter tritt durchs Gartentor und geht nach dem Hauptbau. Über den Hof laufen Hand in Hand kleine Mädel und Buben. Irgend etwas belustigt sie, sie sprechen eifrig durcheinander. Vor den Stufen der Haustüre halten sie kurz ein, dann klettern sie die Treppe hoch und verschwinden im Flur. Sollten das wirklich blinde Kinder gewesen sein? Aber die Mutter verwirft diese Vorstellung sofort wieder, als sie an Gerhard denkt.

„Caecus sed lucidus“ steht in goldenen Buchstaben über der Eingangstüre. Was mag es wohl heißen, caecus sed lucidus? denkt sie, während sie die Treppe emporschreitet. Sie begegnet einem jungen Mädchen und fragt nach dem Zimmer des Direktors. Bereitwillig wird sie von dem Mädchen dorthin geführt. Unterwegs sagt die Mutter:

„Vor mir sind eben ein paar Kinder ins Haus gegangen. Waren denn das wirklich blinde Kinder?“

Das Mädchen lächelt. „Ja, es waren blinde Kinder. Wir, die wir hier sind, sind ja fast alle blind.“

„Aber Sie selbst,“ fragt die Mutter voll ungläubigen Staunens. „Sie sind doch nicht blind?“

„Doch,“ antwortet das Mädchen, indem es eine Türe öffnet, „ich bin es auch. So, hier nebenan werden Sie den Herrn Direktor finden.“

Die Mutter dankt und ihre blinde Führerin geht.

Ein wenig steif und hilflos und doch überwältigt von dem, was ihr Herz bewegt, sitzt die Mutter in dem großen hellen Zimmer des Direktors und erzählt.

Der Direktor ist ein Mensch, der wenig spricht, aber umso besser zuzuhören versteht. Wenn man an seinem Platz steht, so lernt man das Zuhören wohl. Hier, in diesem Zimmer haben vor der Mutter schon viel andere Mütter blinder Kinder ihr Herz ausgeschüttet und sind mit wiedererwecktem Mut und neuer Zuversicht weitergegangen. Später macht die Mutter einen Gang durch die Anstalt. Sie schaut sich alles an und erfreut sich an Helle, Sauberkeit und Ordnung. Sie trifft Lehrer und Kinder, sie sieht, mit welchem Vertrauen die Kinder den

Lehrern begegnen, und mit welcher Achtung die Kinder von den Lehrern behandelt werden. „Mit dem Mitleid, das ihm draußen auf Schritt und Tritt begegnet, ist dem Blinden nicht geholfen," erklärt ihr der Direktor. „Dieses Mitleid bringt ihm nur sein Gebrechen dauernd zum Bewußtsein. Der Blinde will, ebenso wie der Nichtblinde, lernen und arbeiten, um sich später einmal selbständig durchs Leben zu bringen. Er erkämpft sich diese Vollwertigkeit mühsam und hart und jeden Tag aufs neue. Er hat deshalb einen Anspruch auf die Achtung und nicht nur auf das Mitleid seiner sehenden Mitmenschen."

Die Mutter geht zu den Kleinen, ihr Herz ist ganz offen für alles, was ihr entgegenkommt. Schon von weitem hört sie die hellen und frohen Stimmen der Kinder. Zwei Buben fahren mit einem Leiterwagen durch den Hausgang. Hier spielen ein Junge und ein Mädchen Pferd und Fuhrmann. Das Mädel geht im Leitseil und der Junge schreit mit Aufbietung aller Kräfte hüh und hott. Dort wälzen sich zwei Jungen kämpfend am Boden und es ist gar nicht anders, als wenn Paul mit einem seiner Freunde das macht. Im Spielzimmer sitzen die Kinder auf kleinen Stühlen am Tisch, reihen aus Glasperlen bunte Halsketten oder bauen hölzerne Brücken

und Häuser. Ein paar Mädchen betten ihre Puppen und fahren sie aus, hier sitzt ein Kleines vor der großen Puppenstube und bemüht sich, eine große Dame in ein kleines Bett zu packen; dort läuft eine Eisenbahn über die Schienen, da wird ein Bär am Schnürchen gezogen und zwei Jungen sitzen auf einer Bank vor dem Klavier, der eine spielt und der andere lauscht. Zwei Mädelchen schmiegen sich vertrauensvoll, wie es sonst ein Kind nur bei der Mutter macht, an die Lehrerin und lassen sich von ihr liebhaben.

Nachdem die Mutter eine Weile bei ihnen ist, hat sie gar nicht mehr das Gefühl, unter blinden Kindern zu sein. Und sie versteht auch, warum das so ist: diese Kinder sind von ihren Lehrern und Erziehern in mühsamer, geduldiger Arbeit dahin geführt worden, ihre Umwelt mit ihren Augen, den Händen, zu begreifen. Man hat sie herausgeholt aus dem Dunkel ihres Daseins, hat sie erst wirklich zu Menschen gemacht.

Im Innersten ergriffen und aufgewühlt fährt die Mutter wieder heimwärts. Der Vater steht mit den drei Kindern am Zug, um sie abzuholen. „Nun," fragt er, nachdem die Begrüßung vorüber ist, „was ist jetzt?"

Die Mutter antwortet: „Gleich nach Ostern, denke ich, wollen wir Gerhard hinbringen. Ich glaube, daß dort auch mit ihm alles noch einmal gut werden kann."

8. Gerhard will nicht — aber er muß

Das Osterfest fällt dieses Jahr sehr spät. Die Hecken grünen und die kleinen Veilchen duften und die Bäume haben schon ihre schönsten Blütenkleider angelegt.

Es ist der letzte Tag, den Gerhard im Elternhause zubringt. Am Nachmittag nimmt der Vater ihn an der Hand und geht mit ihm den Wiesenpfad am Neckar entlang. Wie treue Wächter säumen Pappeln das Ufer. Verschwenderisch verstreuen die Haselbüsche ihr Blütengold auf die Vorübergehenden. Dort, wo der Fluß eine Wendung macht, sich verflacht und scharf nach rechts abbiegt, setzen sie sich auf eine alte Steinbank.

„Nun, Gerhard," fragt der Vater, „freust du dich nicht ein wenig auf morgen? Denk mal, was für eine große Reise du machen darfst! Und dann kommst du zu vielen Kindern — —"

„Will nicht," antwortet Gerhard.

Der Vater fährt fort: „Es wird dir sicher gefallen, Gerhard. Dort lernst du lesen und schreiben wie ein richtiger Schuljunge — —"

„Will nicht," sagt Gerhard.

„Aber dort gibt es viele schöne Sachen für Kinder. Die Mutter hat es doch erzählt. Schaukeln und Sandkästen und —"

„Will nicht!" Gerhards Miene ist finster.

Der Vater hört auf, ihm zuzureden. Ein wenig bedrückt kommt er wieder mit dem Jungen nach Hause. Die Mutter ist eben dabei, seinen Reisekorb zu packen. Später trägt sie das Abendbrot auf, Milchsuppe und

Kartoffeln. Gerhard, der noch nicht allein essen kann, wird immer zuerst gefüttert. Die Mutter ruft ihn, doch aus keiner Ecke kommt Antwort und niemand hat ihn gesehen. Der Vater geht, ihn zu suchen. Hinter der Stalltüre vernimmt er die Stimme des Jungen. Gerhard steht in der Nähe von Bleß, der Kuh mit dem schwarzweißen Fleck auf der Stirn. Er redet mit ihr.

„Gerhard kommt bald wieder, Bleß. Nur ein paarmal schlafen, morgen oder in neun Wochen bin ich schon wieder bei dir. Weißt du, ich will nicht fort. Der Paul, der will. Aber den lassen sie ja nicht."

Der Vater ruft Gerhard zum Essen und willig gehorcht das Kind.

Auch Traute und Paul dürfen Gerhard zur Bahn begleiten. Einträchtig wie selten gehen die Geschwister Hand in Hand durchs Dorf. Von allen Seiten rufen die Leute dem Jungen gute Wünsche nach. Es ist, wie wenn einer von einer großen Familie Abschied nimmt. Paul ist sich der Wichtigkeit der Sache wohl bewußt. Gerhard wird jetzt eine weite Reise machen und in eine richtiggehende Schule kommen. Zum ersten Male erfüllen stolze, brüderliche Gefühle Pauls Herz. „Paß ja gut auf," ermahnt er ihn, „daß du uns dann Geschichten vorlesen kannst, wenn du in den Ferien nach Hause kommst. Sollen wir dir einen Korb mit Kirschen schicken, wenn sie reif sind?"

Gerhard spricht kein Wort, aber ein inneres Leuchten verklärt sein Kindergesicht.

„Also, mein Junge, machs gut!" Zum letztenmal streicht

der Vater Gerhard übers Haar. Die Lokomotive pfeift und der Zug setzt sich in Bewegung. Die Eisenbahnfahrt interessiert Gerhard offenbar sehr. Zuerst fürchtet er sich, die Mutter merkt es wohl. Aber schon nach einigen Haltestellen ist er mit großer Aufmerksamkeit dabei. Er schweigt zwar, aber sein ganzes Wesen verrät die innere Spannung. Er zeigt auch gar keine Lust, in Stuttgart auszusteigen. Nur gewaltsam läßt er sich von der Mutter aus dem Zug befördern.

Die Sonne scheint warm und ein leichter Frühlingswind streut seidene Blütenblätter über die Wege. Die Fenster der Blindenanstalt sind weit geöffnet und lassen Musik hinausströmen in die Nachmittagsstille. Gerhard hört es und hebt den Kopf.

„Das sind alles blinde Kinder wie du, Gerhard, die diese schöne Musik machen. Wenn du fleißig bist, wirst du das sicher auch lernen," erklärt die Mutter. Und sie führt Gerhard unter der Türe ins Haus, über der die Worte geschrieben stehen: „Caecus sed lucidus." Das heißt: Dunkel und doch erleuchtet.

9. Aller Anfang ist schwer

Eine Glocke läutet und ruft die Kinder aus den Betten. Gerhard erwacht. Er hört das Plappern der Kinder und begreift, daß sie aufstehen. Eine Bubenstimme neben ihm fragt: „Wo hab ich denn meine Strümpfe hingebracht?" und zwei kleine Hände tasten auf Gerhards Decke. „Ach, das ist ja gar nicht mein Bett!" fährt der Junge fort und sucht Gerhards Gesicht zu finden. „Das ist ja der Neue!"

„Wolfgang, der Neue heißt Gerhard!“ ruft eine Mädchenstimme.

„Nun, Gerhard willst du nicht aufstehen? Komm, setz dich hoch! Kannst du dich schon allein ankleiden?“ Das ist die Tante, die das sagt. Gehorsam setzt Gerhard sich auf. Die Tante reicht ihm die Strümpfe. „So, nun zieh sie dir mal an!“ Gerhard nimmt die Strümpfe, aber er bleibt untätig sitzen.

„Hast du das noch nie gemacht?“ fragt die Tante und hilft ihm. Gerhard gibt keine Antwort. Er läßt sich ankleiden, wie man eine steife Puppe ankleidet. „Nun komm in den Waschraum!“ Willenlos läßt Gerhard sich führen. Sobald die Tante ihn jedoch nur einen Augenblick aus der Hand gibt, bleibt er auf demselben Fleck stehen.

„Die anderen Kinder waschen sich alle allein,“ sagt die Tante. „Und du wirst es sicher auch bald lernen. Aber

die Zähne kannst du gewiß schon selbst putzen. Komm, versuch es mal!"

Vorsichtig, als könnte er ihnen Schaden zufügen, bürstet Gerhard die Zähne. Aber die Tante ist zufrieden mit diesem Anfang. „Das geht ja schon ganz gut," ermuntert sie ihn. „Und morgen geht es sicher noch besser."

Dann geht es zum Frühstück. Von allen Seiten strömen die Blinden herbei, kleine und große. Die Kleinen sitzen in einem eigenen Speisesaal, an jedem Platz steht schon das fertig zugerichtete Frühstück bereit und jedes Kind hat unter der Tischplatte ein eigenes Fach, in dem sich die Lätzchen befinden. Gerhard bekommt seinen Platz angewiesen. Aber allein zu essen versteht er noch nicht. Er sitzt vor seinem Schüsselchen, hilflos wie ein kleiner Vogel, den man aus dem Nest geworfen hat und der noch nicht flügge ist. Die Tante sieht schon, es wird viel Geduld und Liebe nötig sein, um Gerhard aus seiner Unselbständigkeit und Hilflosigkeit zu befreien. Doch er ist nicht mehr zurück, als viele der kleinen Blinden es sind, wenn sie in die Anstalt kommen.

Die ersten Tage sind sehr schwer. Gerhard sitzt die meiste Zeit teilnahmslos da, wo man ihn hingesetzt hat und rührt sich nicht. Er geht keinen Schritt allein, er beteiligt sich weder an den Gesprächen seiner neuen Kameraden, noch an ihren Spielen. Er ißt wenig und nur, wenn man es ihm in den Mund steckt.

Die Tante nimmt ihn immer wieder vor und redet mit ihm. Er gibt ihr zwar fast keine Antwort, aber sie spürt doch, wie sehr er nach ein paar Tagen schon darauf wartet, daß sie ihm übers Haar streicht und mit ihm spricht. Einmal leert sie ein Kästchen mit Kastanien vor ihm aus.

„Hast du schon mit Kastanien gespielt, Gerhard? Gibt es die bei dir daheim auch?"

Er schweigt. Sie drückt ihm eine Kastanie in die Hand. „Fühl mal, wie glatt und rund sie ist! Hier vor dir auf dem Tisch liegt noch eine ganze Menge." Gerhard tastet danach.

„So ist's recht," sagt die Tante und führt seine Hand weiter zu dem Kästchen. Jetzt suchst du sie alle zusammen und legst sie hier herein." Gerhard tut es. Er wird gelobt: „Das hast du aber fein gemacht! Ich glaube, du kannst noch viel mehr. Nun laß ich da auf dem Boden eine Holzkugel rollen — hör mal gut zu, wohin sie rollt. Ich bin sicher, du findest sie."

Gerhard lacht. Er hört gut zu. Die Kugel rollt ein kleines Stückchen, er steht auf, bückt sich und sucht mit den Händen. Jetzt hat er sie gefunden. „Bring mir die Kugel her!" fordert die Tante ihn auf. Gerhard schwankt erst, doch dann wagt er die paar Schritte und landet mit seiner Kugel im Arm der Tante.

Der erste schwere Schritt ist überwunden. Gerhard bekommt jetzt jeden Tag eine andere kleine Aufgabe, von der seine Erzieherin sicher ist, daß er sie bewältigen kann. Dadurch wird sein Selbstgefühl erweckt und gestärkt und mit ihm wachsen auch seine Kräfte. In anstrengender, geduldiger Arbeit müssen Gerhards zehn kleine, ungeübte Finger lernen, seine Augen zu werden. Der feine Tastsinn blinder Kinder ist keine Gabe, die ihnen in die Wiege gelegt wird; er muß erst in unendlich mühsamer, jahrelanger Arbeit in der Blindenschule entwickelt und ausgebildet werden. Viele Dinge lernt Gerhard hier. Was

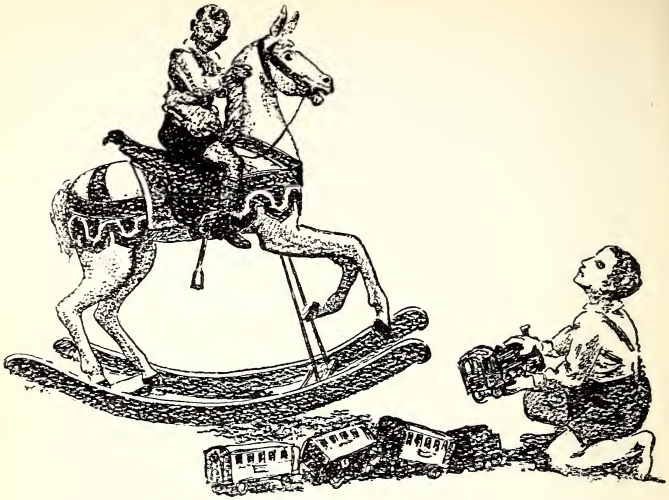
zu Hause seine kleinen Geschwister dank ihres Augenlichts von selbst erfassen und verstehen, das muß Gerhard sich durch zahlreiche Übungen langsam erwerben. Wie viele Übungen am Knopf- und Schnürrahmen gehen voraus, bis er sich endlich selbst an- und auskleiden kann! Wie stolz ist er aber auch, als er es zum erstenmal allein zustande gebracht hat! Das kann noch nicht mal der Paul — und der kann doch sonst alles, was Gerhard nicht kann! In langen Orientierungsübungen lernt es Gerhard, sich im Schulraum, im Spielraum und dann weiter im ganzen Hause zu bewegen. Mit ganz einfachen Aufgaben beginnt dieser Unterricht. Geh zur Tür! Geh zum Fenster! Such deinen Platz! Nun such den Platz deines Nachbars! So gewinnt Gerhard allmählich immer mehr Sicherheit, sich im Raum zu bewegen. Dadurch und durch die gleichzeitige tägliche Gymnastikstunde verlieren seine Bewegungen ihre Hilflosigkeit, er lernt es, seine Glieder immer besser zu beherrschen, er gleicht sich langsam auch in seiner äußeren Gestalt dem gesunden, sehenden Kinde an. Er kommt gar nicht mehr dazu, still und untätig in einer Ecke zu sitzen und zu brüten. Sein ganzer Tag ist eingeteilt in Arbeit, Spiel und Erholung, aber nie wird er sich selbst überlassen. Nun zeigt es sich erst, was für ein begabter kleiner Junge Gerhard ist und wie rasch er

begreift, seit er richtig und geduldig angeleitet wird. All seine Sinne werden auf das sorgfältigste ausgebildet. Da gibt es Kästchen mit Bohnen, Linsen, Erbsen, Kastanien, oder solche, die verschiedene Obstkerne enthalten. Sie werden durcheinander geschüttelt und die kleinen Finger Gerhards lernen es, sie zu sortieren. Da gibt es Rindenteile, verschiedene Papiere und Stoffarten, die er zu unterscheiden lernen muß. Auf diese Weise beginnt sein Tastsinn sich zu entwickeln.

Auf einem Regal im Schulzimmer befinden sich Flaschen, die Benzin, Erdöl, Essig, Salatöl, Himbeersaft und anderes enthalten. Gerhard lernt alle diese Flüssigkeiten nach dem Geruch genau zu bestimmen. Oder die Lehrerin nimmt eine Anzahl Büchsen zur Hand und schüttelt sie, oder sie läßt einen Ball, eine Münze oder sonst etwas zu Boden fallen. Gerhard lernt es, nach Schall und Klang den Inhalt der Büchsen zu benennen oder das Fallengelassene zu erkennen und zu finden. Er reiht Glasperlen zu langen Halsketten, er näht Tiere und Gegenstände aus, er faltet Papierhelme und Körbe und Sterne. Seine Hände erlangen immer größere Geschicklichkeit, sein Geruchsinn verfeinert sich, sein Gehör verschärft sich. Der Zweck all dieser Übungen ist es, Gerhards Sinne möglichst vielseitig zu bilden, damit sie immer besser imstande sein werden, ihm das fehlende Augenlicht zu ersetzen und ihm so seinen Weg durchs Leben zu erleichtern.

10. Gerhard findet einen Freund

Langsam beginnt Gerhard, sich auch in der Gemeinschaft seiner Gespielen zurechtzufinden. Er kennt sie jetzt schon alle bei Namen und an der Stimme. Er läuft nicht



mehr an Kindern und Gegenständen einfach vorüber, sondern seine Wißbegier ist schon soweit geweckt, daß er mit den Händen Menschen und Dinge, auf die er zufällig stößt, zu betasten versucht, um sie so in seine Begriffswelt aufzunehmen. Verstehende Liebe und Fürsorge umgeben sein kleines Dasein und er blüht auf, wie ein lichthungriges Pflänzchen, das man aus dem Schatten in die Sonne gebracht hat.

Gerhard sitzt im Spielzimmer auf dem Schaukelpferd, das so groß ist wie ein junges Füllen.

„Ich reite jetzt nach Hause!" sagt Gerhard stolz.

„Aber paß auf, du, und reit mir nicht meine Eisenbahn zusammen!" ermahnt ihn Wolfgang, der zu seinen Füßen kniet und die Lokomotive aufzieht.

„Wer fährt mit mir Leiterwagen?“ ruft Otto aus dem Nebenzimmer. „Machst du mit, Gerhard?“

„Wart, ich komme!“ antwortet Gerhard. Schon will er absteigen, da ertönt plötzlich aus der Fensterecke Klavierspiel.

„Geh nur allein!“ ruft er Otto zu, „ich bleib da!“

Er klettert ab und geht hinüber zum Klavier. Es ist Hermann, der da sitzt und spielt. In Gerhard erwacht die Lust, es auch einmal zu probieren. Vorsichtig drückt er ein paar Tasten nieder und horcht, wie sie aufklingen.

„Laß das!“ ruft Hermann und schiebt ihm die Hände weg. „Du hörst doch, daß ich jetzt spiele, nachher kannst du drankommen!“

Gerhard setzt sich neben Hermann auf die Bank. Er lauscht mit vorgeneigtem Kopf und wartet geduldig. Immer schon hört Gerhard zu, wenn die andern spielen. Jetzt möchte er auch einmal Musik machen. Hie und da versucht er heimlich, zwischen Hermanns Spiel ein paar Tönchen einzuschmuggeln. Aber Hermann hat feine Ohren, er merkt es gleich.

„Wart doch, Gerhard, bis ich fertig bin, dann spielen wir vierhändig!“

Gerhard wartet weiter. Doch Hermann wird nicht fertig. Und sicher ist die Freistunde bald um und der Spaziergang beginnt. Gerhard nimmt sich Mut. „Jetzt komm' ich dran, Hermann!“ erklärt er und macht Miene, anzufangen.

Hermann wird böse.

„Du sollst doch warten, hab ich gesagt! Ich bin noch nicht ganz fertig.“

Aber draußen beginnen die anderen Kinder schon, die Spielsachen aufzuräumen.

Gerhard läuft zur Tante.

„Tante, jetzt laß doch mich auch mal Klavierspielen! Der Hermann sitzt schon so lang dran!"

Die Tante geht mit ihm.

„Nun hast du lange geübt, Hermann!" sagt sie. „Ich meine, jetzt lassen wir Gerhard auch ein wenig spielen. Du kannst mir inzwischen draußen beim Aufräumen behilflich sein."

Hermann klettert von der Bank und tief aufatmend nimmt Gerhard den ersehnten Platz ein. Zuerst sucht er sich behutsam mit nur einem Finger einige Töne und horcht ihnen jedesmal nach, bis sie verklingen. Dann nimmt er beide Hände zu Hilfe und orientiert sich die Tastenreihen auf und ab. Darauf greift er wieder ein paar einzelne Töne heraus, er merkt dabei, daß sie, je nachdem er anschlägt, leiser oder stärker erklingen. Plötzlich haut er in raschem Entschluß mit beiden Händen auf die Tasten ein. Es ist durchaus keine schöne Musik, die dabei herauskommt. Er wiederholt es nochmals. Aber nun scheint er von diesem Krach genug zu haben, denn

jetzt beginnt er, sorgsam und leise zu spielen und dem Gespielten nachzulauschen. Sein Gesicht verliert den gespannten Ausdruck, es wird weich und friedlich, wie wenn ihn die Mutter umfangen hält.

Das Klavier wird Gerhards guter Freund. Ihm kann er jederzeit sagen, was seine Seele bewegt und was er noch nicht mit Worten ausdrücken kann. Geduldig nimmt das Klavier alles in sich auf. Es teilt mit ihm die Freude, wenn sein Herz davon überlaufen will, und es hilft ihm, wenn er bedrückt ist, damit fertig zu werden.

11. Es war doch das Rechte

Der Anschauungsunterricht macht Gerhard besondere Freude. Er führt die Kinder hinaus ins Freie, auf die Wiese, in den Wald, in die Ställe oder durchs Haus. Da sitzen die Kleinen im Kreise auf der Wiese und zwischen ihnen hüpft der Has mit seiner zahlreichen Familie hin und her. Sie greifen in die seidenweichen Fellchen, sie lassen die langen Hasenohren durch ihre Hände gleiten, liebevoll umfassen sie die Gestalt der Tierchen. Sie füttern die Hasen und wundern sich, wie schnell der saftige Löwenzahn zwischen den kleinen Zähnen verschwindet. In der Schule versuchen sie, mit Knetmasse das so Erlernte wiederzugeben. Oder die ganze Gesellschaft begibt sich in den Schweinestall. Die Schweinchen sind solche Besuche schon gewöhnt; sie schnuppern und quietschen. Wie freut sich Gerhard, wenn es ihm gelingt, nachher ein Schweinchen aus Papier herzustellen, samt dem Ringelschwänzchen!

Der Bauer Link hat in Stuttgart einiges zu erledigen. Natürlich wird er auch nach seinem Jungen sehen. Paul und Traute sind in großer Aufregung. Freudestrahlend kommt Paul einen Tag zuvor aus der Kinderschule nach Hause. Er geht langsam, den Blick auf seine Hand gerichtet. Darin liegt eine kleine, aus Knetmasse verfertigte Maus.

„Die hab ich gemacht, Vater! Die mußt du Gerhard mitnehmen. Aber paß auf, daß du sie nicht kaputt machst!"

Die Mutter backt einen Kuchen.

„So was wird er dort ja wohl nie zu essen bekommen," meint sie.

Ein wenig bang ums Herz ist es dem Vater doch, trotz aller Vorfreude. Wie wird er den Jungen wiederfinden? War es wirklich gut, ihn so früh aus dem Elternhause wegzugeben, ihn fremden Händen zu überlassen?

Nachdem der Vater mit dem Direktor gesprochen hat, wird er zu Gerhard geführt. Munteres Plaudern ist schon

im Gang vernehmbar. Er öffnet die Türe. Mitten im Zimmer steht Gerhard, er hat ein Kränzchen von Klee in den Händen und setzt es einem blondhaarigen Mädelchen auf. Mit seinen Händen prüft er ganz behutsam, ob das Kränzchen paßt.

„Es ist groß genug," sagt er, und die Kleine läuft fröhlich davon.

„Gerhard!" ruft der Vater. Der Junge wendet sich, er erschrickt und überlegt.

„Du hast Besuch," sagt die Lehrerin, „dort an der Tür steht dein Vater!"

Glücklich läuft Gerhard dem Vater in die offenen Arme.

„Hast du das Kränzchen selbst gemacht?" fragt der Vater nachher.

„Ja," antwortet Gerhard. „Wir haben den Klee vorhin auf der Wiese geholt."

Der Vater will wissen, wie man so ein Kränzchen macht. Bereitwillig zeigt es ihm der Junge. Er nimmt sich ein Blättchen ums andre aus der Menge, die auf dem Tisch liegt, zerteilt mit seinem Fingernagel den dünnen Stengel kurz vor dem Ende und zieht hier das nächste Kleeblättchen durch. Es ist eine mühsame Arbeit für die kleinen Finger.

„Wenn ich heimkomme, will ich das der Trautel auch zeigen," sagt der Vater und Gerhard ist darüber voll Stolz. Dann packt der Vater den Kuchen aus. Gerhard riecht schon, was in dem Paket ist.

„Bei uns gibt es jeden Samstag zum Nachtessen Kuchen und Kakao," sagt er. Der Vater denkt: Das will ich aber der Mutter erzählen!

Dann holt er Pauls Maus aus der Tasche. „Dies schickt dir Paul."

Gerhards Hände tasten das kleine Geschenk ab. Er denkt nach.

„Das ist eine Maus. Die kenn ich gut. Einen Hasen hab ich auch schon gemacht. Und ein Schweinchen."

Er zeigt dem Vater das Klavier, aber er mag jetzt nicht spielen. Dann führt er ihn zu seinem Gärtchen.

„Dies ist mein Garten." Er faßt nach den Blümchen. „Das sind Stiefmütterchen und das da Radieschen. Da kochen wir im Garten und dann essen wir alles auf." Sie gehen weiter. Gerhard erklärt dem Vater, was er kennt: die Schaukel und den Sandkasten, den Waschraum und sein Bettchen.

„Ich kann mich ganz allein anziehen," erklärt er stolz.

„Dann bist du also gern hier, Gerhard?" fragt der Vater zuletzt.

Der Junge überlegt. Dann sagt er:

„In den großen Ferien komm ich heim. Dann fahr ich mit der richtigen Eisenbahn. Und wenn ich noch größer bin, dann kann ich ganz allein heimfahren und ganz allein wieder in die Anstalt."

Da weiß der Vater genug.

Er kommt nach Hause. Die Mutter, die seine Rückkehr kaum erwarten kann, ist eben beim Melken. Ihre Hände beginnen zu zittern, wie sie den Schritt des Vaters im Vorraum hört.

„Mutter, es war doch das Rechte," sagt er. „Du hättest den Gerhard nur sehen sollen: du hättest nichts als Freude gehabt!"

Und dann erzählt der Vater, und die Mutter wird nicht müde, immer neue Fragen zu stellen, und jede Antwort fällt wie Trost in ihr Herz.

In ruhigem Gleichmaß vergeht Gerhard die Zeit. Es ist immer ein Grund da, sich auf etwas Außergewöhnliches zu freuen. Alle paar Tage hat ein anderes Mitglied der großen Anstaltsfamilie Geburtstag, jede Woche einmal kommt eine Tante aus der Stadt herauf, um den Kindern schöne Geschichten vorzulesen. Dann findet wieder ein Konzert statt, das die größeren Blinden selbst geben, oder mit dem die sehenden Musiker die Blinden erfreuen wollen. Zur Zeit der Kirschenernte werden alle in den Garten eines Blindenfreundes eingeladen, und jedes darf sich an Kirschen richtig satt essen. Manchmal werden die Kinder über die breite Höhenstraße, welche an der Anstalt vorüberläuft, in den Tiergarten geführt. Sie dürfen die Tiere auf ihre Weise ansehen, das heißt, sie betasten und füttern. Immer hält die Zukunft eine kleine oder größere Freude für die blinden Kinder der Nikolauspflege bereit.

12. Gerhard kommt zweimal nach Hause

Eine Woche folgt der anderen und auf einmal stehen die Sommerferien vor der Tür. Die Kinder sind schon außer Rand und Band. Ein Junge darf diesmal sogar mit dem Flugzeug heimfahren! Auch die blinden Kinder wissen sehr wohl, was ein Flugzeug ist und ein Zeppelin. Sie haben große Modelle, die ihnen die Lehrer gemacht haben und die so gut gebaut sind, daß all die vielen

wissensbegierigen Finger der Blinden sie begreifen können. Nun soll also eines aus ihrer großen Familie in solch einem Wunderding durch die Luft reisen. Und wie der Junge sich freut!

Gerhard wird von einer Nachbarin, die an diesem Tag zufällig nach Stuttgart fährt, mitgenommen. Es ist ihm nicht so recht, er hat gedacht, die Mutter oder der Vater käme.

„Sie sind jetzt bei der Ernte," erklärt die Nachbarin, „man muß das gute Wetter ausnützen."

Sie bekommt noch einen Brief mit an die Eltern, in dem steht, wie die Mutter Gerhard beschäftigen soll, um ihn vor dem Zurücksinken in die frühere Teilnahmslosigkeit zu bewahren.

Das letzte Abendgold leuchtet am Himmel, als Gerhard in dem heimatlichen Dörfchen ankommt. Vater und Mutter stehen da und sehen es wohl, daß Gerhard sich nicht aus dem Wagen helfen läßt, sondern, zwar langsam, aber doch ganz allein herunterklettert. Draußen vor dem Bahngebäude steht ein vollbeladener Erntewagen. Paul und Traute strecken ihre Köpfe herunter und brüllen: „Gerhard! Gerhard! Komm doch zu uns herauf!"

„Willst du?" fragt der Vater. Und Gerhard will. Er wird teils hochgehoben, teils gezogen. Nun sitzt er oben auf der goldenen Frucht zwischen seinen Geschwistern. So oft der Wagen über eine Rinne fährt, verlieren sie alle das Gleichgewicht und purzeln um. Das gibt dann Grund zu herzhaftem Gelächter bis zum nächsten Umfall. Langsam zuckelt der Wagen mit seiner fröhlichen Fracht nach Hause.

Die Ferienzeit vergeht sehr rasch. Dafür, daß Ger-

hard sich nicht selbst überlassen bleibt, sorgen schon Paul und Traute, die den ganzen Tag voll neuer Einfälle stecken und für die das Leben auf dem Dorfe überreich ist an Spiel und Freude.

Einmal lobt die Mutter Paul:

„Das freut mich, daß du so lieb bist mit Gerhard. Warum warst du es denn nicht schon früher, als er noch immer bei dir war?"

„Ach, weißt du, Mutter," antwortet Paul, „da war ja auch nichts mit ihm anzufangen. Da war er wirklich noch dumm. Er hat bloß immer dagesessen und gebrütet."

„So — und jetzt?"

„Jetzt? — O, jetzt ist er ganz anders geworden. Man kann fast alles mit ihm spielen, was man will."

An einem schönen Sommerabend nimmt der Vater Gerhard mit zum Baden an den Fluß. Auf dem Heimweg kommen sie an der Kirche vorüber. Aus der Kirche dringt Orgelspiel in die Abendstille. Gerhard bleibt stehen, bis der letzte Ton verklungen ist.

„Vater," sagt er, „das lern ich alles auch in der Anstalt. Es ist sehr schade, daß du kein Klavier hast zu Hause. Das nächste Mal bring ich meine Flöte mit." „Das tu," sagt der Vater. „Und wenn du recht fleißig bist, so kann es wohl sein, daß du einmal ein Klavier vorfindest, wenn du wieder in Ferien kommst." Gerhards Herz läuft über vor Freude und Dank, er preßt des Vaters Hand, als wenn er sie zerdrücken wollte.

Die Ferien neigen sich ihrem Ende zu. Die Ernte ist eingebracht. Die gefräßige Dreschmaschine hat schon ihre Wanderung von Haus zu Haus angetreten.

Die Mutter steht in der Küche und mengt den Brotteig. Draußen regnet es. Vom Trockenboden herunter kommt das Lachen ihrer Kinder, die dort spielen.

Nun hört sie Gerhards Stimme:

„Ich hab Hunger. Ich hol mir jetzt ein Brot!"

„Bring uns auch eins mit!" rufen ihm die andern nach.

Er kommt in die Küche.

„Mutter, wir haben so Hunger!"

„Gleich, Gerhard. Ich bin bald fertig."

Gerhard stellt sich neben den Backtrog und wartet. Er hört dem Klatschen des Teiges zu. Nach einer Weile fragt er:

„Wie lang ist's jetzt noch, bis ich wieder heim darf?"

„Heim?" fragt die Mutter erstaunt. „Ja, du bist doch zu Hause!"

„Ich meine — heim nach Stuttgart, Mutter!"

Die Frage treibt der Mutter die Tränen in die Augen. Sie wischt sie rasch mit dem Arm ab, Gerhard soll nichts davon merken. Denn — ist es nicht das Beste, was sie ihrem Kinde wünschen kann, wenn es sich dort in der Blindenanstalt zu Hause fühlt? Sie faßt sich und antwortet:

„Noch drei Tage, Gerhard, dann sind die Ferien zu Ende."

„Weißt du, Mutter, die Tante und all die andern Kinder werden sich sicher freuen, wenn ich wiederkomme. Glaubst du nicht auch?"

„Doch, Gerhard, das glaube ich auch. Was werdet ihr euch alles zu erzählen haben!"

„Gehst du mit mir, Mutter?"

„Ja, mein Kind. Ich gehe mit dir."

Die ersten Astern blühen. Gerhard sammelt sie zu einem Strauß, den er in die Anstalt mitnehmen möchte. Morgen wird er fahren. Noch ist er hier. Aber seine Gedanken sind bereits vorausgegangen, sie haben schon wieder zurückgefunden in das sonnige Heim am Kräherwald. Ohne Tränen, ohne Bedauern nimmt er Abschied von Zuhause. Nur am Bahnhof, als er an der Hand des Vaters zum Wagen geht, sagt er:

„Weißt du, Vater, ich komme ja bald wieder. Und wenn du mich besuchst, dann zeig ich dir auch meine Flöte."

Der Zug führt den Jungen davon. Er fährt vorüber an Stoppelfeldern, an fruchtbeladenen Obstbäumen, sauberen Dörfern, an stillen Wäldern und weinbepflanzten Hügeln. Vorüber an einem gesegneten Fleck Erde, der Gerhards Heimat ist, und dessen Schönheit seine Augen nie schauen. Aller Menschenliebe wird es nie möglich sein, Gerhard all das zu ersetzen, was er entbehren muß. Die Mutter schaut ihren Jungen an. Da steht er am Fenster und freudige Erwartung überstrahlt sein Gesicht.

So übergibt sie ihn wieder der Anstalt. Sie sieht noch, wie Gerhard seine Arme vertrauensvoll um die Tante legt und hört noch, wie er sagt:

„O Tante, es war so schön zu Hause! Aber jetzt bin ich froh, daß ich wieder da bin!"

Dankbar und froh kehrt die Mutter wieder zurück in das stille Leben ihres Dorfes und zu ihrer täglichen Arbeit.

Sie weiß ihr Kind geborgen in guten und treuen Händen. Ihr Herz wird froh und weit in unendlicher Dankbarkeit; denn nun versteht sie das Wort, das über der Eingangspforte steht:

Dunkel und doch erleuchtet

Gunderts blaue Jugendbücher

Für 9 bis 15 jährige. Mit vielen Bildern, Halbleinen je Rm 1.90

Kurt Imme fährt nach Indien

Die Geschichte von der ersten Seereise eines Hamburger Schiffsjungen, erzählt von Karl Helbig. Mit vielen Zeichnungen von Kurt Tiedemann.

Für Kurt Imme gibt es von Kindheit an nur einen Wunsch: Auf See! Auf einem Frachtdampfer lernt er den Dienst an Bord, das wechselvolle Leben der Matrosen und Heizer kennen. Fremde Küsten und fremde Völker weiten das Blickfeld des tüchtigen Jungen. Wie lieb wird ihm die See bei manch schönem und abenteuerlichem Erlebnis! Jetzt kennt er das wahre Gesicht der Seefahrt: ihre kraftgebende Härte und ihre vielseitige Schönheit. Nicht zuletzt weckt das lebensvolle Buch echte Heimatliebe.

Hannas Tagebuch

Die Geschichte einer glücklichen Kindheit von Gertrud Bohnhof. Mit vielen Kreidezeichnungen von A. G. Colsman.

In ihrem Tagebuch läßt uns die 13jährige Hanna lebendig und heiter teilhaben an den vielseitigen Erlebnissen ihrer Kindheit: mit geliebten Tieren und treuen Hausgenossen, mit Eltern und Geschwistern, an lustig-übermütigen Streichen und froher Pflichterfüllung. In solcher Umgebung wachsen die Kinder zu lebenstüchtigen Menschen heran. Ein schönes Bild von gesundem deutschem Familienleben.

Meine Hunde im Nordland

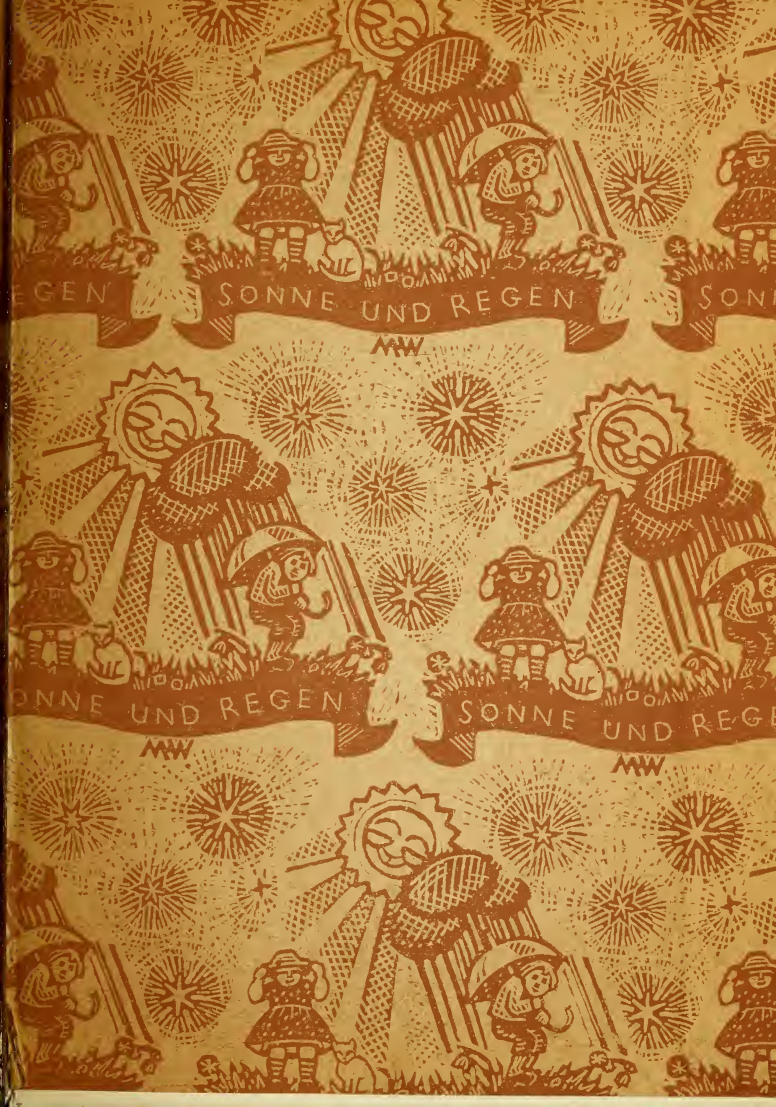
Erlebnisreiche Reisen im Hundeschlitten durch Nordkanada. Von E. K. Young. Mit vielen Bildern von Theo Walz.

Ich habe nicht viele Tierbücher gelesen, die mich in solch gespannte Aufmerksamkeit versetzten, wie diese knapp und sachlich gehaltenen Schilderungen von Fahrten unter Eskimos und Indianern. Das liegt freilich nicht nur an den Erlebnissen selbst, sondern auch an der vortrefflichen Art, in der der Verfasser aus scharfer Beobachtung und teilnehmendem Herzen heraus von seinen Lieblingen erzählt. Schweizerische Lehrerzeitung.

Illustrierte Prospekte der Kinderbücherreihe „Sonne und Regen" kostenlos

D. Gundert Verlag Stuttgart

SONNE UND REGEN
SONNE UND
UND REGEN
SONNE UND REGEN


SONNE UND REGEN
SONNE UND REGEN
SONNE UND REGEN

Band 45 KM 7-12